

Fortsetzung von Seite 47

Die kleinen Fluchten der Cecelia Ahern

beim Theaterspielen, beim Singen und irgendwann dann beim Bücherschreiben. „Ich habe keine Angst zu scheitern“, sagt Ahern.

Erst rückblickend ist ihr klargeworden, was es bedeutete, unter den Augen der Öffentlichkeit aufzuwachsen. Jeden Sonntag verbrachten die Schwestern mit ihrem Vater, dem Großpolitiker – und der war immer im Einsatz. Wenn er eine Rede hielt, saßen sie in der ersten Reihe, wenn er in ein Gespräch unter Erwachsenen verwickelt war, standen sie dabei. Ein Leben wie unter dem Mikroskop. „Wir mussten so vorsichtig sein“, sagt sie. „Alles, was man gegen ihn hätte verwenden können, hätte man verwendet. Und dazu gehörten wir.“ Nie habe sie das als Belastung empfunden, behauptet die Autorin. Sie habe an diesen Sonntagen auch eine Menge darüber gelernt, wie die Menschen lebten im Land, was wahr und was wichtig sei. Aber seit sich ihr Vater vor vier Jahren aus der Politik zurückgezogen habe, sei das Leben entspannter geworden. „Ich konnte früher keine Witze machen. Ich durfte meine Persönlichkeit nicht zeigen. Und ich hätte in diesem Interview nicht die Hälfte der Dinge sagen können.“

Über ihre dunkle Seite, das Düstere will die Autorin trotzdem nicht reden. Über die Trennung der Eltern, über die sie stets hinweg gelächelt hat, sagt sie immerhin: „Natürlich war nicht immer alles nett und freundlich, und es hat mich



Mit sechs Welpen fing es an: Die Hunde sind in der Lage, selbst eine mehrere Tage alte Spur aufzunehmen und zu verfolgen – auch die von Wilderern.



Fotos LuAnne Cadd

Es ist ein ebenso ungewöhnliches wie ehrgeiziges Projekt: „Congohounds“ soll den Lebensraum nicht nur der letzten Berggorillas, sondern auch der seltenen Waldelefanten im Virunga-Nationalpark im Osten Kongos ein Stück sicherer machen. Die Schweizer Tierärztin Marlene Zähler und drei deutschen Polizeibeamten bilden seit rund einem Jahr fünf Hunde der Rasse „Bloodhound“ und deren kongoliesischen Führer in der Kunst der Fährtsuche aus.

790 000 Hektar groß ist der Virunga-Nationalpark im Osten Kongos. Das Virunga-Massiv, so benannt nach der aktiven Vulkankette, die sich vom Kivu-See bis hinauf nach Uganda zieht, ist das letzte Refugium der Berggorillas. 480 Primaten sollen es inzwischen wieder sein, die das Massiv bevölkern, nachdem die Population zwischenzeitlich auf 380 gesunken war. Ironischerweise waren es die beiden kongoliesischen Kriege in den späten neunziger Jahren, die die Berggorillas mutmaßlich vor dem Aussterben bewahrt haben. Der Virunga-Park war das Rückzugsgebiet der für den Völkermord in Ruanda 1994 verantwortlichen Interahamwe-Milizen, und die Präsenz dieser Killer im Park hielt nicht nur die Ranger, sondern auch die Wilderer auf Abstand.

Doch die „Front Démocratique pour la libération du Rwanda“ (FDLR), wie die Rebellen sich selbst nennen, ist heute nur noch ein Schatten ihrer selbst, der Osten Kongos und damit der Virunga-Park sind weitgehend befriedet. Mit dem Frieden kamen allerdings die Wilderer zurück und mit ihnen die Holzkohle-Mafia, die für den billigen Brennstoff ganze Wälder rodet. Mutmaßlich diese Köhler waren es, die im Oktober 2007 vier Gorillas gezielt töteten, um den Rangern klarzumachen, wer Herr im Wald ist. Die Parkverwaltung, die finanziell nahezu vollständig am Tropic der Europäischen Union hängt, hat solch rabiaten Methoden nicht viel entgegenzusetzen: 400 Ranger, ein paar Geländewagen und ein klapperiges Flugzeug, um einen Naturpark von der Größe der halben Schweiz zu schützen.

Natürlich war Marlene Zähler zunächst skeptisch, als der Leiter der Virunga-Parks, Emmanuel de Mérode, sie um Hilfe bat. Der belgische Adlige de Mérode, der seit 2008 den Virunga-Park leitet, wollte die Schlagkraft seiner wenigen Patrouillen mit Spürhunden erhöhen, und dafür kommen eigentlich nur die „Chiens de St. Hubert“ in Frage, eine Rasse, die aus den belgischen Ardennen stammt und deren Wurzeln sich bis ins achte Jahrhundert zurückverfolgen lassen.

Diese Hunde, auch „Bluthunde“ genannt, gelten als die unbestrittenen Schnüffelweltmeister, die in der Lage sind, selbst eine mehrere Tage alte Spur aufzunehmen und zu verfolgen. Die Schweizer Tierärztin Zähler wiederum gilt als eine Kapazität für das Training von Bluthunden, dem sogenannten „man trailing“, einer aus Amerika stammenden Technik, bei der eben diese Bluthunde zur Suche von Menschen eingesetzt werden.

De Mérode und Zähler kamen zusammen, sechs Welpen wurden bei den besten Züchtern in Amerika, Kanada, Spanien und Belgien gekauft und in den Osten Kongos gebracht. Doch die Ranger in Virunga hatten noch nie mit Hunden gearbeitet, Hundehaltung ist in Afrika ohnehin ein unbekanntes Phänomen, und in der Regel fürchten sich Afrikaner umso mehr vor Hunden, je größer diese sind. Die Bluthunde wirken mit ihrem faltigen Gesichtern und den langen Schlappohren zwar alles andere als

Die Supernasen

Was haben Bluthunde aus Belgien und Berggorillas aus Kongo miteinander zu tun? – Die einen sollen die anderen schützen. Mit von der Partie: eine Schweizerin und drei Deutsche.

Von Thomas Scheen



Projekt „Congohounds“: Zwei Jahre dauert es, bis Hund und Hundeführer zu einem Team werden.

aggressiv, sind gleichwohl ebenso mächtige wie muskulöse Tiere. Die Sorgen waren unberechtigt: „Die ausgesuchten Wildhüter waren vom ersten Moment an begeistert von den Hunden“, erzählt Zähler.

Das war Anfang 2011. Seither trainiert sie zusammen mit drei deutschen Polizeibeamten die kongoliesischen Wildhüter im Umgang mit den Supernasen. Swen Busch, einer der deutschen Trainer, ist Ausbilder bei der Diensthundestaffel der Essener Polizei, Hunden, je größer diese sind. Die Bluthunde wirken mit ihrem faltigen Gesichtern und den langen Schlappohren zwar alles andere als

ten Bluthunden. Ihr Engagement ist freiwillig und unentgeltlich, der Urlaub geht dafür drauf. Warum tut man so etwas? Ursula Maierhofer lacht und spricht von „beruflicher Vorbelastung“. Als Polizistin sei sie nun einmal „darauf geeicht, Schurken dingfest zu machen“, und der Schutz der letzten Berggorillas sei die Mühen allemal wert.

Zwei Jahre dauert es im Schnitt, bis Hund und Hundeführer zu einem eingespielten Team werden, wobei der Hund meist schneller lernt als der Mensch. „Die Hunde gehen ihrem natürlichen Jagdinstinkt nach, und es ist an dem Hundeführer, das Verhalten der Tiere zu interpretieren und sie auf die

richtige Spur zu führen“, sagt Zähler. Ein Zug zu viel an der Leine, und der Bluthund verliert die Fährte, ein Zug zu wenig, und der Hund entdeckt vielleicht eine andere Fährte, die eher nach seinem Geschmack ist.

Vor allem: Wie hält ein Hundeführer Schritt mit den starken Tieren, ohne sie zu behindern, wenn diese beispielsweise durchs Unterholz brechen? „Das ist reine Erfahrungssache, und das Lernen hört nie auf“, schildert Zähler das Training. Hinzu komme die besonderen Umstände des Einsatzes in Virunga: im Süden schroffe Berghänge mit Regenwald, weiter im Norden offene Savanne mit einem

gänzlich anderen Klima sowie die sehr reale Möglichkeit, in einen Schusswechsel zu geraten. Auch das muss den Hunden antrainiert werden: beim Knall eines Gewehres die Ruhe zu bewahren.

Ein erster Erfolg hat sich inzwischen eingestellt: Vor einigen Wochen entdeckten die Ranger des Virunga-Parks die Karkasse eines Elefanten, dem für seine Stoßzähne gleich der ganze Kopf abgehakt worden war. Zwei der Bluthunde wurden mit einem Hubschrauber zu dem toten Elefanten gebracht, konnten eine Spur aufnehmen und verfolgten diese mehr als sieben Kilometer weit bis zum Lager der Wilderer. Es kam zu einer Schießerei zwischen Wildhütern und Wilddieben, die schlussendlich entkommen konnten. Ihre Waffen aber mussten sie bei der Flucht zurücklassen. Wichtiger als ihre Festnahme aber war das Signal, das mit diesem Einsatz gesetzt wurde: den Hunden zu entkommen ist ungleich schwieriger, als den Rangern zu entkommen.

Die Eindämmung der Wilderei ist indes nur ein Aspekt zum Schutz des Parks. Um den Bestand des Naturschutzgebietes langfristig zu sichern, müssen die Menschen in seinem Einzugsgebiet Einkommen aus dem Erhalt dieses Weltkulturerbes ziehen können statt seiner Zerstörung. Dafür hat die Parkverwaltung unter anderem die Produktion von alternativen Brennstoffen – Holzbriketts – lanciert, mit denen die Köhler mehr Geld verdienen können als mit dem Verbrennen der letzten Urwaldriesen. Und die Verwaltung baut Straßen, die den Abtransport von landwirtschaftlichen Produkten in die Großstädte ermöglicht.

Die Zukunft des Parks steht und fällt mit den Zuwendungen. Das Förderprogramm der EU läuft dieses Jahr aus. Eine Zusage für die kommenden Jahre gibt es bislang noch nicht. Dabei belaufen sich die reinen Funktionskosten der Parkverwaltung, Gehälter inbegriffen, auf derzeit etwa drei Millionen Dollar im Jahr. Nicht viel für den Erhalt eines der spektakulärsten Naturschutzgebiete der Welt.

Dabei könnte der Virunga-Park mit einer vernünftigen touristischen Infrastruktur eine echte Jobmaschine sein. Im benachbarten Ruanda wurde hinlänglich demonstriert, wie sich Artenschutz in Arbeitsplätze umwandeln lässt. Der Schutz der ruandischen Berggorillas und der damit einhergehende Hochpreistourismus gelten inzwischen als vorbildlich. Doch bis dahin ist es auf der anderen Seite der Grenze noch ein weiter Weg. Immerhin: Im Januar dieses Jahres konnte der Park 350 zahlende Touristen begrüßen, die sich allerdings in der Rolle von Pionieren wiederfinden, weil die Infrastruktur eine rudimentäre ist. Doch um Touristen anzulocken, muss zunächst die Artenvielfalt bewahrt werden. Womit die Geschichte wieder bei den „Congohounds“ angelangt ist.

Auf 150 000 Dollar schätzt Marlene Zähler die jährlichen Kosten für ihr Congohound-Projekt. Darin enthalten sind allerdings nicht nur die Kosten für Futter, Tierarzt und Unterbringung der Bluthunde, sondern auch die Gehälter der 15 Mann starken Hundestaffel. Um diese Summe aufzubringen, hofft sie auf Spender insbesondere aus Deutschland und der Schweiz. Zähler plant, eine Stiftung nach schweizerischem Recht einzurichten, die potentiellen Spendern eine steuerabzugsfähige Quittung ausstellen kann. Dafür braucht sie allerdings ein Startkapital von 50 000 Schweizer Franken. „Zurzeit haben wir nicht einmal ein Auto, mit dem Hunde und ihre Führer transportiert werden können“, sagt sie.

„Ja, es geht gut – wieder“

Ex-Tennis-Profi Claudia Kohde-Kilsch über Gauck, Klarsfeld und bittere Momente

Frau Kohde-Kilsch, es ist Freitagnachmittag, am Sonntag sollen Sie als Wahlfrau den neuen Bundespräsidenten mitwählen. Sind Sie schon gespannt, aufgeregt?

Sehr gespannt. Und aufgeregt in einer schönen Form – nicht nervös, wie man es früher war, wenn man auf den Centre Court ging, sondern aufgeregt, weil man das Procedere mal hautnah miterleben kann.

Nominiert wurden Sie durch die Linkspartei. Wie kam das?

Ich bin seit dreißig Jahren sehr gut mit Oskar Lafontaine befreundet. Wir haben in den letzten Monaten viele Gespräche geführt. Ich unterstütze ihn auch im Landtagswahlkampf. Er hat mich gefragt, ob ich Zeit und Lust hätte, Teil der Bundesversammlung zu sein. Da fiel mir erst mal der Hörer aus der Hand. Aber ich habe zugesagt und betrachte es als eine große Ehre.

Dass eine frühere Profitennispielerin sich für die Linke engagiert, ist erklärungsbedürftig.

Mir war das am Anfang nicht bewusst, es ist mir aber bewusst geworden, nachdem ich sehe, dass es viele Leute überrascht. Beim Politischen Aschermittwoch sprach mich eine Dame an und sagte: Wir finden es toll, dass Sie sich hier engagieren, wo Sie doch in ganz anderen Sphären waren. Ich finde: Was hat das eine mit dem anderen zu tun? Anscheinend meinen alle, wenn man mal zu den Besserverdienenden gehört hat, dann schaut man nicht nach unten.

Sie haben Ende 2011 per Interview in der „SZ“ öffentlich gemacht, dass Sie trotz Ihres Erfolgs Privatinsolvenz anmelden mussten, weil Ihr verstorbener Stiefvater und Manager den Überblick über Ihre Finanzen verloren hatte; Sie haben lange gegen ihn prozessieren müssen. Hat die Erfahrung Ihren Blick aufs Soziale verändert?

Nicht wirklich. Klar habe ich jetzt auch erlebt, wie es ist, wenn man sein Geld zusammenkratzen muss, um einkaufen zu gehen. Das ist bitter. Aber ich war immer schon sozial engagiert. Und wenn man durch eigene Leistung etwas verdient, ist das ja in Ordnung.

Aber Steffi Graf als Wahlfrau der Linken, das ging nicht, oder? Warum nicht? So kalt und abgebrüht Steffi auf dem Tennisplatz wirkte, sie hat auch ein Herz.

Sie haben keine Sorge, zum Aushängsbild zu werden?

Nein, es ist alles meine freie Entscheidung. Ich würde mich nie für etwas benutzen lassen. So wie die Linke jetzt ist, wie die Leute sind – ich fühle mich da wohl.

Dass die Partei eine DDR-Vergangenheit hat, stört Sie nicht?

Nein, das ist eine ganz neue Partei. Oskar ist auch ein Saarländer, der hat damit nichts zu tun.

Wie finden Sie Beate Klarsfeld?

Ich treffe sie am Samstag bei der Fraktionssitzung. Was ich bisher von ihr weiß, da finde ich bewundernswert, wie sie ihren Weg gegangen ist, gegen die Nazi-Verbrechen zu kämpfen. Dass die Linke sie nominiert hat, soll ein Zeichen setzen für eine mutige Frau.

Und Gauck?

Ich habe ihn persönlich auch noch nicht kennengelernt. Ein durchaus respektable Kandidat. Was mir bei ihm nicht so gefällt, ist, dass er den Afghanistan-Krieg befürwortet hat.

Und Sie selbst? Wie geht's? Als Sie im Dezember dieses Interview gaben, klangen Sie mutlos.

Wenn man sich alles so von der Seele redet, das ist nicht einfach. Ich war das Verstellen leid. Inzwischen geht es mir ja besser, ich habe einen guten Job bei einer Immobilienfirma, bin privat glücklich, habe ein Kind, es läuft ja alles.

Haben Sie einen positiven Blick aufs Leben?

Ja, es geht gut. Wieder.

Spielen Sie noch Tennis?

Ich mache auf Anfrage mal ein Tennis-Event oder ein Einzeltraining.

Und zur Entspannung?

Nee. (lacht) Da bin ich faul. Ich bin nach 10 Minuten platt. bpe.

ANZEIGE

ZIEMLICH BESTE FREUNDE

DIE WAHRE GESCHICHTE DES PFLEGERS DRISS AOUISS

„ZIEMLICH BESTE FREUNDE“

ulstein

www.ulsteinbuchverlage.de

stark geprägt. Aber es ist nicht dieses gewaltige, einschneidende Ereignis in meinem Leben.“ Um dann, ein paar Sätze später, von selbst auf das Thema zurückzukommen. Sie sitzt inzwischen in einem Café mit Meerblick, dessen Kinderspielplatz sie oft mit ihrer Tochter besucht. Late Macchiato ohne Koffein. Sie hat erzählt, dass sie von klein auf Tagebuch geschrieben hat. Dass sie Schreiben als Therapie empfindet, weil es ihr hilft, die Dinge zu ordnen. Dass sie nicht wisse, woher ihre erstaunlichen Einfälle stammten. Jetzt sagt sie plötzlich, sie habe sich als Reaktion auf die elterliche Trennung in ihren Kopf zurückgezogen. „Ich habe mich in meiner Fantasie verloren. Ich habe mir Dinge vorgestellt, ich habe Geschichten geschrieben, ich habe Musik gehört. Ich habe eine kleine Cecelia-Blase geschaffen.“ Vermutlich, sagt sie, hätten diese kleinen Fluchten sie zu ihrem Beruf geführt.



Eine dunkle Seite hat sie aber auch: Ahern beim Gespräch. Foto Owen O'Connor



Kohde-Kilsch.